tümmel und werfen wohl auch von den Emporkirchen mit Steinen" (1617). „Auch bei den Taufen ist wegen der anwesenden Kinder ein Geschrei, daß man sein eigen Wort nicht hören kann." — Daß bis in das 17. Jahrhundert in Landkirchen der Gebrauch des Gesangbuches unbekannt war, die Kirchenbesucher vielmehr nur die in der Schule auswendig gelernten Lieder sangen, erfahren wir gleichfalls: „Noch aus dem Jahre 1627 wird erzählt, daß ein Pastor einem Bauer, der sich aus der Stadt ein Gesangbuch mitgebracht hatte und der einzige aus dem Buche Singende in der Gemeinde war, diese Neuerung untersagt hatte."

* **Die holländische Schatzkammer.** Aus dem Haag wird der Allg. Zeitung geschrieben: Die Schatzkammer der Wittelsbacher ist berühmt, weil es dem Einheimischen und Fremden vergönnt ist, hie und da einen Blick auf diese reichen Schätze zu werfen. Von der holländischen Schatzkammer war bisher nur wenig bekannt, denn sie wird vor profanen Augen gehütet. Nunmehr aber zum Besuche des deutschen Kaisers werden die Schätze hervorgeholt, die lange verschlossen lagen. Die kaiserliche Tafel und die kaiserlichen Gemächer sollen damit geschmückt werden, wahre Wunderwerke der Gold- und Silberschmiedekunst. Eine herrliche Arbeit ist die Toilettentafel, welche für die Kaiserin bestimmt ist. Um den, von einem prachtvoll ciselirten silbernen Rahmen umgebenen, mit einem goldenen Doppeladler gekrönten Spiegel gruppiren sich die Toilettengegenstände aus purem Golde. Königin Anna Paulowna, Gemahlin König Wilhelms II. von Holland bediente sich früher derselben. Die Toilettentafel des Kaisers ist aus Silber. Reizend ist das Frühstücksservice des Kaisers, aus reinem Gold verfertigt. Dazu gehören Teller aus altjächsischem Porzellan, von welchem Muster noch 48 Stück vorhanden sind, 24 davon besitzt der russische Hof. Die Kaiserin erhält das Frühstück auf silbergetriebenen Platten in goldenen Tassen servirt, worauf Gruppen aus einer holländischen Bauernkirmes (Bauernkirchweih) ciselirt sind. Das große Tafelservice, welches gelegentlich der Galadiners zur Verwendung kommt, ist aus purem Silber und stammt von Prinz Wilhelm III. von England, mit dessen Wappen die einzelnen Stücke versehen sind. Darüber ließ der verstorbene König das königliche Wappen graviren. Die große Pièce de milieu aus massivem Silber, welche als Blumenhalter dient, ist ein Geschenk der Stadt Amsterdam. Sie wird flankirt durch vier große goldene Vasen, deren Deckel Königskronen, umgeben von Löwen, bilden; die Ornamentik dieser Prachtstücke stellt die vier Jahreszeiten vor. Zur rechten Hand des Kaisers steht ein silberner Aufsatz: die Schlacht bei Nieuwpoort, zur linken die Willemspoort, ein Geschenk der getreuen Jordaaner (Stadtviertel in Amsterdam, bekannt durch den Aufruhr im Jahre 1886); ferner ein silbernes Schiff, geschenkt durch die königliche Marine, In der Mitte erhebt sich ein mächtiger silberner Kandelaber, mit 12 Leuchtern versehen und mit der Königskrone geschmückt. Dieser wird wieder flankirt durch zwei mächtige silberne Schenkkannen, ein Geschenk der Stadt s'Gravenhage. Nur die Suppe wird auf Sevres-Porzellan servirt, alle übrigen Speisen auf Silber und Gold; 1200 silberne Couverts kommen dabei zur Verwendung, und das Ganze repräsentirt einen Werth von 1,200,000 fl.

* **Dem witzigen Abbé Voisin** wurde eines Tages mitgetheilt, daß der ihm sonst wohlgesinnte Marschall Türenne aus irgend einem Grunde sehr böse auf ihn sei. Sofort begab sich der Abbé zu dem Zürnenden, um Verzeihung zu erbitten; als er aber bei dem Marschall eintrat, wandte ihm dieser sofort den Rücken. „Ah, nun bin ich zufrieden," rief da der Abbé aus, „ich sehe, daß Sie mich nicht wie einen Feind behandeln." „Wie das?" fragte erstaunt Türenne. „Sie werden Ihrem Feinde niemals den Rücken kehren," versetzte der Abbé. Der Marschall mußte lächeln und reichte dem alten Freunde die Hand, indem er sagte: „Man kann Ihnen doch niemals lange böse sein!"

* **Aus der Wüste Juda,** dem Gebiet der raublustigen Beduinen, berichtet H. Grashoff in der „Voss. Z.": In dem ganzen felsigen Wüstendistrikt diesseits und jenseits des Todten Meeres, sowie in der Jordanebene hausen diese Nomaden, elende Hungerleider, die sich in der unfruchtbaren Ebene auf das Kümmerlichste ernähren und sich gelegentlich auch ohne moralische Bedenken des Geldes und der Kleidung unvorsichtiger Europäer bemächtigen. Sie sind vortreffliche Schützen und wissen den Vogel im Fluge zu treffen. Je näher dem südlichen Theil des Todten Meeres, um so verwegener sind ihre Raubanfälle. Oft sind ihrer mehrere Hundert beisammen, alle bis an die Zähne bewaffnet. Um aber vor den Räubern sicher zu sein, ist es nur einfach erforderlich, einen Räuberhauptmann als Schutz mitzunehmen, der gegen eine mäßige Vergütung — etwa 3 M. für Tag und Person — die Reisenden sicher durch das ganze Gebiet des Stammes führt. Für die in Palästina Reisenden ist das eine ganz selbstverständliche und geschäftsmäßige Angelegenheit. Der so wie so nothwendige, als Führer thätige Dragoman (Dolmetscher) benachrichtigt den Schech von Abu Dis, einem Dorfe unweit Bethaniens, welcher von der türkischen Regierung das „Recht," die Reisenden an den Jordan zu geleiten, gepachtet hat. Es ist das eine Art Fremdensteuer, oder, wenn man so will, eine von der Regierung privilegirte Beraubung der Fremden, eine nicht unbedeutende Einnahmequelle des Häuptlings, der allerdings einen hübschen Theil davon dem Gouverneur in Jerusalem als Pacht „abgeben" und außerdem seine Stammesgenossen zum Ersatz der nun nicht stattfindenden Beraubung entschädigen muß. Dafür geleitet der braune Wüstensohn die seiner Obhut Anvertrauten, für deren Sicherheit er nach empfangener Bezahlung der Regierung gegenüber persönlich haftet, gut und sicher durch die Wüste und bringt sie wohlbehalten wieder nach Jerusalem zurück. Das ist nun einmal des Landes Brauch, und man muß ihn respektiren. Will es jemand versuchen, sich stolz darüber hinwegzusetzen, so sei ihm wenigstens gerathen, eine möglichst umfangreiche Zeitung mitzunehmen. Vor einigen Jahren nämlich wagte es ein Engländer, allein auf gutem Pferd nach Jerichow zu retten. Ihm wurde sein Gaul und alles, was er auf dem Leibe trug, genommen. Nur die Nummer der „Times," die er bei sich hatte, ließen ihm die Beduinen, und der Sohn Albions machte aus der Noth eine Tugend, d. h. aus der „Times" einen Mantel, und kam so etwas kleinlaut zwar, aber doch stolz in seine papierne Toga gewickelt, in Jerusalem wieder an. Besser erging es vor etlichen Jahren einem berliner Kandidaten Namens Ohnesorge, der auch von Jerusalem aus die Reise nach dem Jordan unternahm und, weil er arm war, ohne den Tribut zu zahlen allein seines Weges ging. Die Räuber zogen auch ihn buchstäblich aus. Eine Zeitung hatte er aber nicht. Da setzte er sich, entkleidet wie er war, auf einen Felsen und sang mit lauter Stimme das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen." Als das die Beduinen hörten, kehrten sie bedächtig um und gaben ihm, weil sie ihn für einen Wahnsinnigen hielten, ein solcher aber nach ihrem Glauben nicht angetastet werden darf, mit vielen Verbeugungen und Entschuldigungen seine Kleider zurück.

* **Ein Mannweib.** Im Krankenhaus Saint-Antoine bei Paris wurde eine 72jährige Frau aufgenommen, welche sich Opportune Signol nannte, aber des andern Tages in die Männerabtheilung übergeführt werden mußte. Denn die angebliche Frau ist ein Mann, der ganz barlos ist, seit seinem neunten Jahre stets weibliche Kleidung trägt und seinem Vornamen Opportun das weibliche e anhängt. Seit seinem siebzehnten Jahre war Opportun fortwährend Kindermädchen, Köchin und Warteefrau und hat nur einmal wieder Männerkleidung angezogen, als er sich zur Aushebung stellen mußte. Während der letzten zwanzig Jahre lebte er beständig in der Rue Montreuil, ohne daß je sein wahres Geschlecht entdeckt wurde. „Opportun" versichert, er habe auf Veranlassung seiner Stiefmutter Frauenkleider angelegt und sei so daran gewöhnt, daß er keine anderen wolle.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Dresden, 5. Juli. Die überhaupt erstmalige Aufführung des vieraktigen Schauspiels „Eine Geldheirath" von Gustav Schwarzkopf und C. Karlweiß durch die Schauspieler-Gesellschaft des Direktors E. M. Mauthner im hiesigen Residenz-Theater erregte und fesselte das Interesse des Publikums in hohem Grade und brachte sowohl den beiden Verfassern wie auch den darstellenden Künstlern reichen Beifall. Das Stück, dessen Stoff einer Erzählung G. Schwarzkopfs entnommen ist, zeichnet sich durch einen geschickten dramatischen Aufbau und eine prägnante Charakteristik aus, und der Gegensatz einer lediglich aus Geldinteresse geschlossenen, äußerlich glänzenden, innerlich hohlen und tief unglücklichen Ehe und der beseligenden Vereinigung zweier anspruchsloser Gemüthsmenschen ist aufs wirksamste herausgearbeitet. Freilich erscheint es nicht ganz unbedenklich, daß die Aureole idealer Verklärung gerade einem Pärchen ums Haupt gewunden ist, das, wenigstens bis zum 3. Akte, keinen Trauring am Finger trägt. Auch gereichen einzelne Längen und der etwas matte Schluß dem Stück nicht zum Vortheil.

K. **Die Ausbreitung des Volapük über die Erde** hat sich nunmehr vollendet durch den Beitritt Australiens zur weltsprachlichen Bewegung. Seit dem Februar d. J. erscheint insonderheit für die Volapükinteressen Australiens eine recht gut redigirte Vierteljahrszeitschrift in Quartformat und gediegener äußerer Ausstattung zu Sydney unter dem Titel „The Cosmopolitan, a quarterly gazette for furthering the spread of Volapük and for world-wide advertisement." Jede Seite bringt den Zeitschrifttinhalt links in englischer Sprache, rechts weltspachlich.

?? **Eine antike Statue,** welche wahrscheinlich einen Athleten darstellt, wurde, wie man uns aus Athen schreibt, in Milo im Garten eines Weinbauers gefunden und zwar wenige Meter von dem Platz, wo 1834 die berühmte Venus von Milo bloßgelegt wurde. Leider fehlen an dem kolossalen Bildwerk die Beine.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 156. Halle a. d. S., Mittwoch den 8. Juli **1891.**

[11]

Das Geheimniß des „Hansom Cab."

Roman von Fergus W. Hume.

Deutsch von A. Brauns.

Sobald die Thür sich hinter ihr geschlossen, legte Brian die Zeitung aus der Hand und platzte los — trotz der inneren Angst und Sorge schien er vor Lachen bersten zu wollen. Er besaß das außergewöhnlich lebhafte irische Temperament, welches den Menschen befähigt, Kummer und Sorgen alsbald über Bord zu werfen und die Gegenwart voll und ganz zu genießen. Seine Wirthin mit ihren Ansichten à la „Tausend und Eine Nacht" war für ihn stets eine Quelle der Belustigung, und die Richtung, welche ihr Humor am heutigen Tage eingeschlagen, hatte ihn ungemein erheitert. Diese Stimmung hielt jedoch nicht lange an; das Lachen verstummte gar bald wieder und in Schaaren stürmten die Sorgen von neuem auf seine Seele ein. Er trank seinen Kaffee, schob aber das Frühstück beiseite, weil jeder Bissen ihm im Schlunde stecken zu bleiben schien. Hierauf nahm er den „Argus" wieder vor, um die neuesten Berichte über die Mordangelegenheit zu überblicken.

„Sie haben eine Spur entdeckt; verhält es sich nicht so?" murmelte er aufspringend und ruhelos das Gemach durchmessend. „Ich möchte wohl wissen, was es ist! Den Mann habe ich gestern abend von der Fährte abgebracht; wenn er mich aber im Verdacht hat, dann wird es ihm keine Schwierigkeiten bereiten, meine Wohnung ausfindig zu machen. Bah! was ich doch für Unsinn schwatze! Ich bin das Opfer meiner eigenen kranken Einbildungskraft. Wie kann ich denn mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht werden? Folglich habe ich auch nicht nöthig, mich vor meinem Schatten zu fürchten. Ich hätte fast Lust, die Stadt auf eine Weile zu verlassen, doch wenn man Argwohn gegen mich hegt, dann würde er durch meine Abreise eine Art von Bestätigung finden. O Madge, mein Liebling!" rief er in leidenschaftlichem Schmerz, „wenn du wüßtest, was ich leide; du würdest mich sicher bemitleiden! Aber du darfst die Wahrheit nie erfahren — niemals, niemals!" und überwältigt von der Schwere seines Kummers sank er auf einen Stuhl am Fenster, sein Antlitz mit beiden Händen bedeckend. Geraume Zeit verharrte er in dieser Stellung, versunken in düsteres Grübeln, dann stand er auf und zog die Schelle. Ein leises Geräusch in der Ferne kündete ihm, daß der Ton vernommen worden war, und bald danach kam Mrs. Sampson herein. Brian war in sein Schlafgemach nebenan gegangen und rief ihr von dort aus zu: „Ich gehe hinunter nach St. Kilda, Mrs. Sampson, und werde wahrscheinlich den ganzen Tag fortbleiben."

„Was Ihnen gewiß gut thun wird," zirpte das Heimchen. „Sie haben ja gar nichts gegessen, nun, die Seeluft macht Appetit, nachher wird's desto besser schmecken. Meiner Mutter Bruder war ein Seemann, der einen ganz wunderbaren Magen hatte. Wenn der seine Mahlzeit gehalten hatte, da sah's aus, als hätte sich ein Hei-Schrecke darüber gemacht."

„Was?" fragte Fitzgerald, während er seine Handschuhe zuknöpfte.

„Ein Hei-Schrecke!" wiederholte die Wirthin, ganz erstaunt über seine Unwissenheit. „In der Heiligen Schrift hab' ich gelesen, daß Johannes der Täufer sie sehr gerne aß, wenn ich auch nicht glauben kann, daß man davon satt wird; er hat sie aber, da er gern etwas Süßes aß, in Honig getaucht."

„Oh, Sie meinen Heuschrecken!" lächelte Brian, dem nun erst ein Licht aufging.

„Was denn sonst?" zirpte das Heimchen ganz indignirt, „ich denke doch, daß ich richtig englisch spreche, wenn ich auch keine Gelehrte bin, da doch auch meiner Mutter Cousin im zweiten Gliede für sein Lesen im Schulexamen die Prämie bekommen hat. Er ist nur zu früh gestorben — am Gehirnfieber, weil er sich mit dem Lernen so übermäßig angestrengt hat."

„Jammerschade!" versetzte Fitzgerald mechanisch, nicht als Erwiderung auf das Gewäsch der Frau, sondern in Bezug auf eine Verabredung, die er mit Madge getroffen hatte, und die ihm wieder gänzlich aus dem Gedächtniß gekommen war.

„Mrs. Sampson," rief er, schon auf dem Korridor stehend, zurück, „heute nachmittag werde ich Mr. Frettlby und meine Braut zu einer Tasse Thee mit nach hier bringen. Wollen Sie also welchen bereit halten und auch für das nöthige Gebäck sorgen?"

„Sie brauchen's nur zu sagen und alles steht zu Diensten," versicherte die Hauswirthin mit begleitendem erfreuten Knacken aller Gelenke. „Ich werde einen guten Thee bereiten und Cakes nach meinem Rezepte backen, wie ich's von meiner Mutter, Gott habe sie selig, gelernt habe, die das schöne Rezept von einer Dame erhalten, welche sie im Scharlachfieber gepflegt hatte, und die dann doch sehr bald danach starb, weil sie eine gar zu zarte Körperkonstitution hatte, daß sie auch von jeder Krankheit heimgesucht wurde, die andere Leute hatten."

Den Kranken- und Küchenberichten zu entfliehen, machte Fitzgerald sich schleunigst aus dem Staube, das Heimchen seinen eigenen Betrachtungen überlassend.

Mrs. Sampson trat ans Fenster und schaute ihrem Miether mit Wohlgefallen nach, wie er langsam die Straße hinabschritt, ein wirklich stattlicher Mann von aristokratischem Wesen, auf den jede Frau stolz sein konnte.

„Wie schrecklich ist doch die Vorstellung, daß auch er einmal eine Leiche sein wird," zirpte sie munter für sich hin; „da er aber in seiner Heimath ein großes Thier ist, so wird er schon ein schönes, lustiges Grabgewölbe haben, das doch viel behaglicher ist als so ein enges, dumpfes Loch von einem Grabe, wenn auch ein Grabstein daraufgesetzt und Veilchen daraufgepflanzt werden. Nun aber," unterbrach sie ihren Gedankengang, als sie einen stämmigen Mann in einem hellen Sommeranzuge über die Straße herüberkommen sah, welcher mit Heftigkeit die Klingel an ihrem Hause zog, „wer ist denn der Unverschämte? Der Peter muß denken, meine Schelle wäre ein Brunnenschwengel."

Zornig ging sie jetzt die Treppe hinunter, um vor allen Dingen dem Fremden die Moral zu lesen über die rücksichtslose Behandlung ihres Glockenzuges.

Der Mann war kein anderer als der Detektiv Gorby, der Fitzgerald hatte fortgehen sehen und sich die günstige Gelegenheit zum Ausfragen der Hauswirthin ohne Zeitverlust zunutze machen wollte.

„Sie haben meine Klingel beinahe heruntergerissen," zeterte das ersürnte Heimchen.

„Thut mir leid," entgegnete Gorby demüthig. „Das nächste mal will ich klopfen."

„Das sollen Sie auch nicht!" protestirte Mrs. Sampson mit energischen Kopfschütteln. „Das wollte ich mir schönstens verbeten haben! Da kein Klopfer an der Thür ist, würden Sie mir mit Ihren groben Fäusten nur den Firniß von der Thür abkratzen, die ich vor einem halben Jahre erst habe anstreichen lassen, und zwar von meiner Schwägerin ihrem Cousin, der ein Stubenmaler ist und sein Ladengeschäft unten in Fitzroy und auch ein sehr wunderbares Auge für Farben hat."

„Wohnt Mr. Fitzgerald hier?" fragte der Detektiv mit ruhiger Gelassenheit.

„Ei freilich!" versicherte sie, „er ist aber eben ausgegangen und wird erst am Nachmittag wieder zurückkommen, wo ich ihm dann bei seiner Heimkehr jeden Auftrag ausrichten werde."

„Es ist mir gerade lieb, daß er nicht zuhause ist," erwiderte der Detektiv. „Würden Sie mir wohl eine kurze Unterredung gestatten?"

„Na nu! was ist's denn?" fragte die Wirthin mit erregter Neugier.

„Ich will's Ihnen drinnen sagen," erklärte Gorby.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910708050/fragment/page=0001

Das Heimchen unterzog ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit seinen kleinen Augen einer scharfen Musterung, und da er einen ganz ehrbaren Eindruck machte, so erlaubte sie ihm, ins Haus einzutreten und ging ihm voran, die Treppe hinauf, bei jedem Schritte knackend. Gorby war ganz verwundert und zerbrach sich den Kopf, um für dieses Phänomen eine Erklärung zu finden.

„Muß um die Gelenke herum geölt werden," war das Ergebniß seines Sinnens, „aber mein Lebtage ist mir etwas Aehnliches noch nicht vorgekommen! Das kleine Wesen sieht aus, als wollte es vor Trockenheit auseinanderbrechen."

Die Frau führte ihn in Brians Wohnzimmer und nahm ihm gegenüber Platz, nicht wenig gespannt, was er wohl zu sagen oder zu fragen haben würde.

„Hoffentlich hat Ihr Kommen nichts mit unbezahlten Rechnungen zu thun," begann Mrs. Sampson. „Da Mr. Fitzgerald doch ein echter Gentleman ist und viel Geld in der Bank hat und immer alles pünktlich bezahlt, so möchte ihm Ihre Rechnung ganz unerwartet kommen. Wahrscheinlich ist ihm entfallen, sie wie alle andere Sachen zu berichtigen, dieweil nicht alle Menschen so ein gutes Gedächtniß haben können wie meine Tante mütterlicherseits, die sehr berühmt gewesen ist wegen der Tage und Jahreszahlen, die sie alle gemerkt hat wie ein Geschichtsbuch, von ihrem Einmaleins und den Hausnummern, die sie alle im Kopfe gehabt hat, gar nicht zu reden."

„Um Rechnungen handelt es sich nicht," warf jetzt Gorby ein, nachdem er schon verschiedene male den Versuch gemacht, dem schrillen Redefluß einen Damm entgegenzusetzen. Schließlich hatte er, verzweifelnd an der Möglichkeit des Gelingens, ruhig gewartet, bis sie geendet. Dann warf er hin: „Ich möchte nur einiges über Mr. Fitzgeralds Lebensweise wissen."

„Und weshalb denn?" fragte Mrs. Sampson unter unwilligem Knacken. „Sind Sie denn von einer Zeitung, die Artikel bringen will über Leute, die sich nicht gern gedruckt sehen? Kenne schon deren Art, denn mein seliger Mann war Drucker bei einem Blatt, das pleite gegangen und ihm noch viel Geld schuldig geblieben ist, das ich, seine trauernde Wittwe, sehr gut hätte brauchen können, aber diesseits des Grabes wohl nicht zu sehen bekommen werde — weh mir, gewiß nicht!" setzte sie mit koboldartigem Lachen hinzu.

Der Detektiv sah wohl ein, daß er, wenn er den Ochsen nicht an den Hörnern erfaßte, nimmer seinen Zweck erreichen würde, und herzhaft packte er denn in halber Verzweiflung zu.

„Ich bin Agent bei einer Lebensversicherungsgesellschaft," stieß er hervor, um das Heimchen an einer abermaligen Unterbrechung zu hindern; „und Mr. Fitzgerald will bei unserer Gesellschaft sein Leben versichern. Ehe wir aber darauf eingehen, will ich mich genau erkundigen, ob es für uns auch rathsam ist. Führt er in jeder Hinsicht eine mäßige Lebensweise? Kommt er abends zeitig nachhause und auch in nüchternem Zustande?"

„Ich werde mich glücklich schätzen, jede Frage zu beantworten, die Sie mir vorzulegen belieben, Sir," entgegnete die Wirthin, „weiß ich doch selber, welchen Werth es für eine Familie hat, wenn das Familienoberhaupt sein Leben versichert hat. Sollte er plötzlich sterben und eine Wittwe hinterlassen, da Mr. Fitzgerald, wie ich ganz bestimmt weiß, sich bald verheirathen wird, obgleich ich dann einen guten Miether verliere, der immer pünktlich bezahlt hat und in seinem Benehmen nur der feine Gentleman war."

„Er ist also mäßig?" begann Gorby nun vorsichtig sein Verhör.

„Ist darum aber keiner von den Mäßigkeitsvereinlern," erklärte Mrs. Sampson; „man merkt ihm aber, wenn er auch einmal ein bischen zu tief ins Glas gegucki hat, nie etwas an, konnte den Hausschlüssel noch immer ins Schloß stecken und zieht auch die Stiefel aus, ehe er sich ins Bett legt, und mehr kann doch eine Hauswirthin, die sich mit dem Wäschewaschen selber plagen muß, gewiß nicht verlangen."

„Kommt er denn auch zur rechten Zeit nachhause?"

„Ist immer zuhause, ehe die Uhr zwölf schlägt," erklärte die Wirthin, „brauche das nur so als allgemeine Redensart, dieweil nur eine Uhr im ganzen Hause schlägt, die wieder in Stand gesetzt worden ist, da die Feder bei allzu scharfem Drehen gesprungen war."

„Ist er immer vor 12 Uhr zuhause?" forschte der Detektiv, unangenehm enttäuscht über die empfangene Antwort.

Die Frau sah ihn schalkhaft von der Seite an und ein Lächeln huschte über ihr Runzelgesicht.

„Junge Herren sind keine alten Herren," äußerte sie vorsichtig, „und so ist's nur natürlich, da die Hausschlüssel zum Gebrauch und nicht blos zum Staate gemacht sind, und da Mr. Fitzgerald einer der schönsten Männer in Melbourne ist, so ist's auch nicht zu erwarten, daß er seinen Hausschlüssel einrosten lassen sollte, aber doch benutzt er ihn, da er ein sehr moralischer Herr ist, nur mit Maßen."

„Aber vermuthlich schlafen Sie gewöhnlich, wenn er spät heimkommt?"

„In der Regel ja," stimmte Mrs. Sampson bei, „da ich einen festen Schlaf habe und mein weiches Bett sehr liebe; aber ich habe ihn auch nach 12 Uhr kommen hören, das letzte mal war's am Donnerstag vor acht Tagen."

„Ah!" machte Mr. Gorby mit einem tiefen Athemzuge, denn in jener Donnerstagsnacht war der Mord geschehen.

(Forts. folgt.)

Schloß Windsor.

„Dies alles ist mir unterthänig!" mag die Königin Victoria mit größerem Stolze als der Tyrann von Samos sagen, wenn sie den deutschen Kaiser auf die Zinnen des Rundthurms von Schloß Windsor führt. Der trunkene Blick schweift über zwölf Grafschaften, über eine entzückende, von der Silberader der Themse durchzogene Landschaft, über Thäler und Höhen, über hellgrüne, von dunkeln, vielästigen Baumreihen beschattete Auen, über zierliche, in Laubwiegen träumende Dörfchen mit schlanken Kirchthürmchen. Und Windsor selbst — wo in der Welt giebt es ein Königsschloß, welches in ähnlicher Weise die malerischen Formen der Vergangenheit in die Gegenwart gerettet und sich mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit in einen anheimelnden, modernen Landsitz umgestaltet hätte. Auf Schritt und Tritt begegnen sich dort die Spuren einer waffenstarrenden rauhen Vergangenheit mit der trauten Häuslichkeit des 19. Jahrhunderts. Die Schrecken des Mittelalters, die Rundthürme, unterirdischen Gänge, Burgverliese, Schloßgräben, Zugbrücken und Katakomben, alles hat sich dem Wohnlichkeitszwecke oder dem antiquarischen Interesse gefügt, ohne dadurch den alterthümelnden Zauber einzubüßen. Anfangs stand da nur ein steiler Kalkhügel, der von der Themse aufstieg; Wilhelm der Eroberer krönte ihn mit einer normannischen Feste; Heinrich Beauclerc richtete sich daneben mit seiner sächsischen Königin wohnlich ein; Heinrich III. umgab den Schloßberg mit Wällen und Thürmen und theilte ihn in die untere, mittlere und obere Warte; Eduard III. weihte die untere Warte dem neuen Schutzheiligen Englands, dem heiligen Georg, und baute ihm die prachtvolle St. Georgskapelle; die Königin Elisabeth statiete den oberen Theil mit der nördlichen Terrasse aus; Georg IV. erweiterte die normannische Feste in den jetzigen gewaltigen Rundthurm und ließ durch seinen Baumeister Sir Jeffry Wyattville das ganze Schloß mit einem Kostenaufwande von 1½ Millionen Lstrl. ausbessern; und die Königin Viktoria schließlich ergänzte das Werk der Elisabeth durch die Anlage der östlichen Terrasse. Fast alle Herrscher haben dort Wahrzeichen ihrer Wirksamkeit hinterlassen und mehr als irgend ein anderes Bauwerk ist Windsor das Sinnbild der fortlaufenden, an unvermittelten Sprüngen so glücklich armen Landesgeschichte.

In 40 Minuten führt die große Westbahn von London dahin. Kurz vor der Ankunft überschreitet sie die Themse, auf deren grüner Fluth sich Flußhäuser und Ruderboote schaukeln, und unmittelbar hinter der Station, durch den Rundbogen der Einfahrt sichtbar, zieht sich die äußere Ringmauer der Burg entlang, um welche sich die Stadt im Halbkreise lagert. Wir fragen nach den lustigen Weibern, Frau Flut und Frau Page, nach Sir John Falstaff und seinen Spießgesellen Nym, Pistol und Poins, und nach dem schwulstigen Wirth des Hosenbandgasthofs. Gelebt haben sie und haben Shakespeare, der in jenem Gasthause abstieg, als Modelle gestanden; und in der bunten Menge, welche beim St. Georgs-Feste in die Stadt einzuziehen pflegte, unter den Musikanten, Wahrsagern, Gauklern, Schauspielern und Sterndeutern war ein Wirthshausleben, wie es der Dichter beschrieb, nicht undenkbar. Heute aber ist Windsor eine nüchterne Provinzstadt geworden mit glücklichen, harmlosen und fast feiertäglich ruhigen Einwohnern; und vergebens würde man unter ihnen die unternehmungslustigen Frauen Page und Flut suchen. Allerdings weiß man, wo ihre Wohnungen sich befanden; liest man doch ihre Namen noch in dem Kirchengitter; auch wies im Hauskarl noch die Stelle gezeigt, wo die Eiche des gehörnten Jägers Herne stand, in den Falstaff sich verkleidete. Ein junger Baum hat sie ersetzt; er trägt die Inschrift: „Dieser Baum wurde von ihrer Majestät am 12. September 1863 gepflanzt, um die Stelle anzuzeigen, wo Hernes Eiche stand, die am 3. August 1863 umgeweht ward." Indessen hat die Stadt im allgemeinen die Vergangenheit und ihre Erinnerungen vollständig abgestreift; dagegen

giebt es im Schlosse kaum einen Winkel, der nicht die Schatten von Heiligen, Rittern, Dichtern, Königen und Königinnen heraufbeschwört; die englische Geschichte hat sich dort gleichsam versteinert. Im Mittelpunkte der Schloßüberlieferungen steht die St. Georgskapelle. Tritt man von der Südseite durch den Thorweg Heinrich VIII. ein, so liegt sie vor uns, ein Juwel spätgothischer Baukunst; links davon die Schloßwache und der blumengeschmückte Klostergang, wo die Organisten und niedrigern Stiftsherren wohnen; rechts im Hintergrunde der majestätisch emporragende Rundthurm. Die Kapelle ist epochemachend; von ihr aus verbreitete sich der Kultus des hl. Georg als Nationalheiliger. Der neue Heilige kam aus dem Morgenlande, wo ihn Richard Löwenherz bei Antiochien gesehen zu haben glaubte. Er erschien ihm als Ritter in weißem Harnisch auf weißem Rosse mit blutrothem Kreuze auf dem weißen Waffenhemde. Im Laufe der Zeit häufte man auf ihn alle möglichen Legenden, machte ihn zum Drachentödter und zum Schützer des tiefen Meeres, ordnete ihm alle andern Nationalheiligen unter und zog schließlich ins Feld mit dem Schlachtrufe: „Gott und der heilige Georg!" Und als Eduard III. vom Festlande nach Windsor zurückkehrte, war er des Lobes des Heiligen so voll, daß er eine St. Georgs-Gesellschaft gründete, einen Verband der Ritter und Edeldamen, der Tapferen der Tapfern und der Schönsten der Schönen. Alle bisherigen Orden waren religiöser oder kirchlicher Natur, dem weiblichen Elemente abhold; der St. Georgs-Orden sollte beide Geschlechter im Dienste des Königs und des Patriotismus vereinigen. Vielleicht liegt darin das Geheimniß seines Namens; weshalb Hosenband- und nicht St. Georgs-Orden? Die Ueberlieferung hat das Räthsel mit dem bekannten Schwanke gelöst: Während der König mit einer Dame tanzte, entfiel ihr ein Strumpfband; er hob es auf und bemerkte den verschmitzt lachenden Höflingen: „Honi soit qui mal y pense" (Schande dem, der dabei Böses denkt) und machte es zum Abzeichen des Ordens. Der Schwank hat sich in mannichfachen Fassungen durch die Chroniken des Mittelalters gezogen; indessen verblieb das Stumpfband des Ordens Sinnbild und gab ihm den Namen.

Die St. Georgs-Kapelle ist ein Museum, ihre Beschreibung würde ein Buch füllen. In dem gedämpften Lichte, das durch das große, mit den Figuren von 75 Königen, Bischöfen und Rittern geschmückte Chorfenster fällt, schimmern die Chorstühle der Hosenbandritter, Schwert und Helmzier bedecken die Rücklehne und ihre Banner hängen darüber. Beim Tode eines Ritters werden diese Insignien hinweggeräumt, es bleibt nur die kupferne Inschriftplatte „als ewiges Gedenkmal zu seinen Ehren." Zwei derselben fallen mir auf; ich lese: „Du très puissant et très excellent monarque Napoléon III, empereur des Français, chevalier du très noble ordre de la jarretière" und „Du très haut et très puissant monarque Guillaume III, par la grâce de Dieu roi de Prusse." Rechts vom Choreingang befindet sich der Thronsessel der Königin, links der Stuhl des Prinzen von Wales; sobald die Königin beim Gottesdienste ungesehen bleiben will, birgt sie sich in der Emporloge beim Altare. Unter einer Schieferplatte in der Mitte des Chors ruhen die sterblichen Ueberreste Heinrichs VIII., seiner Gemahlin Jane Seymour und des enthaupteten Königs Karl I.; fast fühlt man die Schauer der Geschichte, wenn man darüber wegschreitet. In der Kapelle spielen sich jetzt die höchsten Staatspunk- und Trauerfeste ab, Vermählungen und Beerdigungen; zu beiden erheitert oder verdüstert sich der Kapelle Pracht. Oeffnen sich ihre Thore zum letzten Gange eines erlauchten Erdenpilgers, so ziehen der Bahre voran die Chorsiten, Stiftsherren und der Dechant, hinter ihnen die Mitglieder der königlichen Familie. Die feierlichen Klänge des „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" durchrauschen den Raum, und wenn der Gottesdienst sich seinem Ende naht, senkt sich langsam der unter Blumen und Kränzen begrabene Sarg in die Gruft. Der Wappenherold ruft die Titel des Verblichenen aus, die Kapelle leert sich.

Ein anderes Bild! Trompetengeschmetter kündigt eine fröhliche Schaar an; es wächst hinein eine bunte Menge von Staatsbeamten, Diplomaten und hochedlen Damen in goldverbrämten Uniformen und ausgesuchten Toiletten, es singt und klingt und blitzt und läutet, und wenn sich dann alles im Chore versammelt hat, fällt das Jawort von seligen Lippen, die Banner strahlen vor Wonne, die steinernen Engel im Schiffe scheinen leise die Flügel zu bewegen und die düstern Bischöfe auf dem Westfenster lächeln fast ob des Glücks des Brautpaares.

Bei der Anwesenheit der Königin weht vom Rundthurm die 36 Fuß lange und 21 Fuß breite königliche Standarte. Der Besuch der obern Warte, wo sich die Prunk- und Privatzimmer befinden, ist dann untersagt. Auf viele Millionen beläuft sich der Werth der Bilder, Vasen, Gobelins und Marmorwerke, die sich in diesen Gemächern befinden: in dem Audienzsaal, dem Vandyck-Saal, dem Zuccarelli-Saale, dem Staatszimmer, der Staatstreppe, der Waterloo-Galerie, dem großen Empfangssaale und der St. Georgs-Halle. Letztere, 202 Fuß lang mit einem 150 Fuß langen Tisch, ist den Rittern des Hosenband-Ordens gewidmet, deren Wappenschilde seit der Gründung des Ordens in die flache Decke eingelegt sind. Die Waterloo-Galerie enthält die Bildnisse aller Persönlichkeiten aus der Periode, die mit der Schlacht von Waterloo schließt, meist von Sir Th. Lawrence gemalt, unter ihnen natürlich an erster Stelle der eiserne Herzog, der Herzog von Wellington. Das Vandyck-Zimmer, welches für den deutschen Kaiser bestimmt ist, sowie das Zuccarelli-Zimmer sind mit Kunstwerken beider Meister angefüllt. In dem viereckigen Hofe (Quadrangle), der von den Prunkzimmern, dem Rundthurme, den Privatgemächern der Königin und dem Gefolgeflügel umschlossen wird, erhebt sich eine Reiterstatue Karls II., weniger merkwürdig durch ihren Kunstwerth als durch die Legende, wonach der Künstler, der ein tadelfreies Werk zu schaffen versprochen, sich aufhängte, als er fand, daß er die Steigbügel vergessen hatte.

Der Trotz des stolzen Baues entladet sich nach Osten und Norden in breiten Terrassen; es offenbart sich darin weibliche Hand und Geschmack. Die nördliche Terrasse stammt von der guten Königin Beß; hier ruhte sie sich aus, studirte sie, ließ sie sich Theaterstücke aufführen und empfing Dichter, Philosophen und Seefahrer, wie Spenser, Bacon und Raleigh. Die Osterrasse, die sich vor den königlichen Privatzimmern hinzieht, ist das gemeinsame Werk der Königin Viktoria und des Prinzgemahls. Innerhalb derselben, gegen die Terrasse durch eine dichte Orangerie abgeschlossen, befindet sich der tieferliegende Blumengarten, der durch geschickt vertheilte Vasen und Statuen von Apollo, Ceres, Diana und Saturn den Charakter eines idyllischen Götterhains erhielt. Dank der unermüdlichen Sorgfalt des hohen Paares wandelte sich die Burg allmälig in einen englischen Landsitz um, wo es, unfern von dem londoner Riesenbabel, der Erziehung seiner Kinder lebte. In der Reitbahn ward mir noch der erhöhte Sitz gezeigt, von wo es den Reitübungen des Herzogs, des Prinzen von Wales, zuschaute. Im Laufe der Zeit entstanden die berühmten Küchen- und Obstgärten, die allen ähnlichen Einrichtungen der Welt als Muster dienen können; der gewaltige Bedarf des königlichen Haushalts wird dort gedeckt, mag sich nun der Hof in Windsor, Buckingham Palast, Osborne oder Balmoral befinden. Auf dem ganzen Bau ruht jetzt ein Hauch wohnlichen Glücks und wonniger Zufriedenheit, und mehr noch als zu der Königin Elisabeth Zeit ist die Aufforderung in Erfüllung gegangen, welche in Shakespeares „Lustigen Weibern" die Feenkönigin an die Elfen richtete:

Durchsucht von inn' und außen Windsors Schloß;
Streut Glück in alle heil'gen Räum', ihr Feen,
Daß sie bis an den jüngsten Tag bestehn:
In würd'ger Zier, gesund und unversehrt,
Der Herrscher ihrer, sie der Herrscher werth.

Wilhelm II. ist nicht der erste deutsche Kaiser, der nach Windsor als Gast kommt. Ihm ging im Jahre 1416 Kaiser Sigismund voraus; er erhielt den Hosenbandorden und schwur mitsammt seinen Rittern und Knechten, daß England und Windsor ein Paradies, wo die Nahrung gut, die Frauen schön, das Bier stark und die Hufschmiede gefällig seien. In einem wesentlichen Punkte unterschied sich indessen sein Besuch von dem heutigen. Als sein Boot sich bei Dover der Küste näherte, richtete des Königs Bruder, der Herzog von Gloucester, mit gezogenem Schwerte an ihn die Worte: „Beabsichtigt Ihr irgend eine Gerichtsbarkeit in unserm Königreiche auszuüben?" Erst als Kaiser Sigismund dies verneinte, durfte er landen. An den Kaiser Wilhelm wird diese Frage nicht gestellt werden. („Kölnische Zeitung.")

Bunte Zeitung.

W. **Unkirchliches aus kirchlichen Zeiten.** Man schreibt uns: Für die Wahrheit, daß namentlich auf kirchlichem Gebiete frühere Zeiten nicht selten mit sehr zweifelhaftem Rechte auf Kosten der Gegenwart gepriesen werden, scheint mit den folgenden, einer Schrift Tholucks entnommenen Zeugnissen ein nicht uninteressanter Beleg gegeben zu sein. In dem „Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts" betitelten Buche heißt es: Daß die Leute verspätet zur Kirche kamen, beklagt schon 1604 ein strathburger Landpastor in folgender Art: „Die Mägdlein kommen langsam gegen zum Gottesdienste getrollt, gemeinlich, wenn die Ceremonien meistentheils verrichtet, und das daher, daß man theils mit dem Putzen nicht fertig geworden, theils in dem vornehmen Gevränge vor nämiglich möge gesehen werden, theils die Ceremonien nicht groß achtet und dieselben als Mitteldinge für den gemeinen Haufen ansiehet." — In Frankfurt a/M. wird 1668 befohlen: „Der Pfarrer hat während des Gottesdienstes auf die beständigen Kirchenschläfer und Plauderer und auf die zu merken, so unter dem Gottesdienste die Hüte nicht abzogen." — Hunde laufen in der Kirche zu Hausen (!) herum, ohne daß jemand sie herauszutriebe (Zahna, 1670). — Ebenso in Hamburg: „Die Gotteshäuser werden Hundehäuser, denn die Hunde sich dermaßen darin beißen und bellen, daß der Prediger oft stillschweigen muß." — Plaudern in der Kirche, Lachen, wohl auch das Herabwerfen von Blumen, Steinen vom Chor war in den ersten Anfängen des Jahrhunderts gar nicht selten. Unter der Kirche macht das Gesindel von Kindern, Knechten, Mägden ein abscheuliches Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910708050/fragment/page=0002